

## Mirt Komel, Die Berührung des Pianisten

(Auszug)

### Der Daimon

Dunkelheit. Zeitlose, farblose, schwerelose, kraftlose Leere ohne mich, dich, ihn oder jemanden oder irgendetwas anderes. Also nichts. Nicht ganz unausweichlich folgt eine unbewusste Bewegung des Körpers, dann ein Erwachen des Bewusstseins: Schmerz, Weiß, Schmerz, Leere, Schmerz – Stimmen. Das eigene Weinen und Stöhnen. Das Herz schlägt, atme, Blut sickert, atme, die Wunde heilt, atme. Licht.

Er erwachte mit einem Blick auf die Wand und mit der Nase in einem Beatmungsgerät in der Abteilung für Reanimation des allgemeinen Krankenhauses von New York, wohin man ihn vor unbestimmter Zeit gebracht hatte, nachdem er auf dem Boden gestürzt war und das Bewusstsein verloren hatte. Später sagte man ihm, er sei mit dem Gesicht auf den Asphalt gefallen und habe sich, verständlicherweise, verletzt, zugleich sei er jedoch völlig unverständlicherweise auch ins Koma gefallen, aus dem er erst jetzt erwacht sei. Und das Ungewöhnliche sei, dass überhaupt nicht klar sei, ob der erste Sturz den zweiten verursacht habe oder umgekehrt.

Das Erwachen aus dem Sturz erinnerte ihn an eine Erfahrung, die jeder gemacht hat, an die sich jedoch niemand erinnern und die erst recht keiner nachvollziehen kann: an die eigene Geburt, an den engen Übergang von einer gemütlichen und beheizten Wohnung (Vollpension *à la carte*) durch eine schleimige, beengende Tür in eine rührselige, beklemmende Welt (eine warme Mahlzeit am Tag ist nur bei der Mutter sicher, von der es nur eine einzige gibt, oder in der nächsten Kirche oder Moschee). Sieh das Sofa, leg dich darauf, schließ die Augen und entspann dich bei dem Gedanken: *Es ist am besten, nicht geboren worden zu sein*. Doch ein solches Glück ereilt nur wenige. Die meisten von uns stürzen ins Leben. Niemand hat gesagt, das Leben sei gerecht.

Mitten in der Woche in die Welt geworfen, an einem Mittwoch im Ausgang der unruhigen Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, und in das um einiges ruhigere Heim einer jüdischen Familie in New York geboren, die in einer unverschämt luxuriösen Wohnung in einem alten, im wiederbelebten Renaissancestil errichteten Gebäude mitten im Herzen des New Yorker Stadtteils Brooklyn lebte. Damals waren in der Welt gleich drei im vorhergehenden Jahrhundert noch undenkbar neue Klänge in der Welt aufgetaucht: das dumpfe Pulsieren von Satelliten im lautlosen Universum, die Rufe der Studentenproteste in allen untergehenden westlichen Hauptstädten und die Musik im Kopf und die Stimme der Stimmbänder von Gabriel, geboren Goldman.

Der Neuankömmling auf dieser Welt war nur einer von eintausendundvierundvierzig Kindern, die in einer heißen Augustnacht auf die Welt kamen, als der Mars am sternenübersäten Himmel herrschte, als der Hades noch immer über die Schatten der Unterwelt herrschte und als sich in der Stadt New York achtundachtzig Verkehrsunfälle, sechzehn bewaffnete Raubüberfälle, drei Morde und ein einziger Selbstmord, verübt von einem Mann namens Michel Levy, ereigneten. Überraschend wenig für diese Saison, wie sich der Bürgermeister rühmte: die Hitze eben, Leute gebären, Leute sterben, Leute bringen einander im Laufe eines Tages sogar so zahlreich um, dass die Bedeutung der Zahl an einem so reich besiedelten Horizont schlicht verblasst, ebenso wie das Bild verblasst, wenn einem während der Fahrt die Brille von der Nase fällt. Warum sollte jemand die Sandkörner am Strand zählen, die Grashalme auf der Wiese, die Autos auf der Straße, die Auflagen der Zeitungen, die Noten von Bachs *Preludium in C-Dur*? Das hat keinen Sinn.

Insbesondere dann nicht, wenn man die Brille nicht mehr unter dem Sitz herausbekommt.

Jedes Neugeborene ist für seine Eltern und seine Umgebung unendlich viel weniger als eine Menge, zugleich jedoch unendlich viel mehr als nur eine Zahl: Obwohl es im Verhältnis zur Welt nur ein kleines Ereignis ist, ist es im Kleinen trotzdem immer ein richtig echtes Ereignis. Gabriel? Nun, er natürlich auch. Dem Anschein nach war er nur einer unter vielen, genau wie alle anderen, die sich nur darin unterscheiden, dass sie verschiedene Namen auf den Schildern tragen, die zuerst am Rand von Kinderbettchen hängen und dann, viel später, auch an Eingangstüren. Wenn man natürlich das Glück hat, überhaupt eine Tür zu haben.

Doch keinem Ohr, auch nicht dem ungeübtesten, entging, dass sich seine Stimme sowohl im Ton als auch in der Färbung so stark von den übrigen unterschied, dass sie keine geringe Verlegenheit bei den Schwestern hervorrief, die jeden Tag mit ihm zu tun hatten. Die Ärzte schrieben die Deformation seiner Stimmbänder, ebenso wie die blauen Flecken, die verrietten, dass seine Haut sehr viel empfindlicher war als gewöhnlich, den Schwierigkeiten bei der Geburt durch sein junge, entschieden zu junge Mutter zu. Ihr zierlicher, eigentlich noch mädchenhafter Körper, hatte das Kind unter großen Qualen zur Welt gebracht, so dass ihn die feuchten Wände, zwischen denen hindurch er auf die Welt gekrochen gekommen war, noch eine ganze Weile beengend auf halbem Wege festgehalten hatten, zumindest bis er zum ersten Mal mit seinen eigenen Lungen geatmet und eine Stimme von sich gegeben hatte, die alle Anwesenden hatte erstarren lassen.

Etwas brodelte schon seit frühester Kindheit in ihm, viel stärker als die Hitze jener Sommernacht, eine ganz besondere Hitze, die mit Sicherheit in einer größeren Anzahl von Menschen auf dieser Welt kocht, als es sich die veraltete exklusive Minderheit vorstellt, die nach einer willkürlichen Auswahl den Großen zu große Denkmäler errichtet, die aber noch immer in einer geringeren Zahl ist, als es sich die moderne Mehrheit wünschen würde, die in jedem untalentierten Kind lediglich ein nicht verwirklichtes Talent sieht. Gabriel hätte sich beispielsweise ausdrücken können, indem er eine Leinwand bemalte, ein Bild aus einem Stein befreite oder ein Blatt Papier mit Tinte (mit einer Feder im neunzehnten, einer Schreibmaschine im zwanzigsten und Tastatur und Drucker im einundzwanzigsten Jahrhundert) vollschrieb. Doch etwas außerhalb von ihm, außerhalb seiner Macht, verhinderte, dass sich dieses etwas in ihm, das in ihm selbst noch intimer war als seine eigenen Gedanken, auf irgendeine Weise ausdrückte, die nicht musikalisch war.

Nein, das waren nicht seine Eltern, noch weniger seine Verwandten, Freunde der Familie oder Lehrer. Trotz des mehrere Jahrhunderte überdauernden Stereotyps, es gäbe kein jüdisches Ohr, das kein musikalisches Gehör habe, verfügte seine Familie väterlicherseits nicht über ein einziges ausgesprochenes Musiktalent, aufseiten der Mutter nur über deren Vater, einen gealterten russischen Pianisten, der nie über amateurhaftes Spiel hinausgelangt war. Das Zuhause der Goldmans war eben bei Weitem keine Musikschule im Kleinen, in der sich Meister und Schüler drängten, wie es für gewöhnlich der Fall war, wenn das eine oder andere Haus einen Musiker vom Schlage eines Mozart oder eines Geringeren aufzog (denn einen Größeren gibt es einfach nicht).

Es war nichts Menschliches an dem, was Gabriel nicht nur daran hinderte, sich auf irgendeine andere Weise als musikalisch auszudrücken, sondern auch daran, sich überhaupt auszudrücken: es verfolgte ihn sogar, wie ein unerbittlicher Reiter sein Pferd mit der Peitsche verfolgt und es weder schlafen noch ruhen lässt, bis es ans Ziel gelangt, und wenn es unterwegs krepirt, erschöpft und ausgelaugt von der Anstrengung. Der Wahrheit zuliebe und im Namen der Liebe zur künstlerischen Täuschung soll für das Protokoll festgehalten werden, dass es sich in Gabriels Fall um

einen Daimon handelte, der ihm ein paar Mal in seinem Leben ganz flüchtig als Silhouette inmitten eines Lichtspiels von Schatten erschien.

Das erste Mal hatte er ihn schon damals in seiner Kindheit gesehen, als er auf Grundlage einer flüchtigen Erfahrung zumindest ein notdürftiges Bild gewann, an das er diese unerbittliche Präsenz anknüpfen konnte, die ihn das ganze Leben lang begleiten musste. Irgendwann gegen Ende der Nacht, als es schon fast dämmerte, weckte ihn ein ungewöhnliches Geräusch, etwas, das wie der Wind klang, der durch eine Baumkrone rauscht. Im Halbschlaf folgte er dem Rauschen ins Wohnzimmer, wo er ihn oben auf einer alten Anrichte sah, wo er wie eine Statue zwischen kitschigem Zierrat saß: über seine Beine gebeugt, die Arme über den Knien verschränkt, mit langen dunklen Haaren und noch dunkleren Augen, wie das gemalte Abbild des mal modernsten und entschlossenen, mal heiteren und lachenden, im Allgemeinen aber schwermütigen Jungen, im Übrigen für das Auge, das ihn wahrnehmen konnte, vollkommen menschlich (*Daimon*, Öl auf Leinwand, 1890).

Er lief sofort ins Schlafzimmer in die Arme seiner Mutter, die ihn zurück in sein Zimmer brachte und ihm ein Schlaflied sang und sich selbst damit tröstete, dass das Kind nur geträumt habe, wie sie das schon oft zu sich selbst über eine wirklich ungewöhnliche Sache gesagt hatte, deren Existenz in dieser Welt sie nicht hatte anerkennen wollen – „Ich habe es nur geträumt!“ – ein Trost für viele, die Dinge außerhalb der alltäglichen Ordnung der Menschen und Dinge erleben und dann beginnen, entweder an ihrem gesunden Menschenverstand oder am Verstand aller anderen zu zweifeln (irgendwie so wie derjenige, der sich auf der Autobahn befindet und im Radio hört, es sei in irrer Geisterfahrer unterwegs, und er kommentiert: „Nicht nur einer – alle!“). Und wirklich, man muss irre sein – oder zumindest ein Künstler – um an Daimones zu glauben, die das Schicksal der Menschen irgendwie so zuschneiden, wie ein Schriftsteller das seiner Figuren zuschneidet.

An dieser Stelle, als Zwischenschluss und nur als Zwischenruf für die empfindsameren Leser und Leserinnen und all jenen geradeheraus ins Gesicht gesagt, die Bücher nach ihrem Ende beurteilen und deshalb der letzten Seite entgegeneilen: ihnen allen sei bereits im Vorhinein versichert, dass der Roman nicht mit dem Tod des Protagonisten enden wird (Alle Rechte an einer Änderung des Schlusses im Namen der kapriziösen künstlerischen Freiheit vorbehalten.).

## II. Die Grundlagen der Musik

Gabriels *anima* wurde aus der Reanimationsabteilung, die ihren Namen der Vorgenannten und zugleich dem Lateinischen verdankte, ein paar Gänge weiter und ein paar Stockwerke höher gebracht, in einer Danteschen Reise im Miniaturformat, die an ihrem Ende nicht den Verlust Beatrices und das Finden Gottes verhielt, sondern genau das Gegenteil. Ähnlich der Seele Dantes reiste auch seine gemeinsam mit seinem Körper, von dem sie für einen Moment entzweit gewesen war; hätte sie jemand ein wenig früher zurückrufen wollen, wäre in seinen Ohren vermutlich folgende Ansage ertönt: „Die Seele ist vorübergehend nicht erreichbar – bitte versuchen Sie es später noch einmal!“

Das Ziel? Die Rehabilitationsabteilung, die ihren Namen ebenfalls dem Lateinischen verdankt, jedoch in diesem Fall nicht dem altrömischen, sondern dem mittelalterlichen: *rehabilitare*, was, soweit er sich aus dem Schulunterricht erinnerte, das Wiedererlangen der Gesundheit durch Therapie und Training bedeutete, aber auch das Wiedererlangen bereits zuvor erworbener Privilegien oder Ehren in der Politik, der Kirche, an der Universität oder irgendwo anders, wo neben den hierarchischen Machtverhältnissen auch symbolisches Prestige und verwandtschaftliche Beziehungen zählen: beim Militär, bei Gericht, bei der Polizei, bei der Feuerwehr, im Krankenhaus und so weiter bis zum Ende der Welt und zurück bis zum Ursprung der Menschheit.

Auf der ganz und gar nicht göttlichen und noch weniger komödiantischen Reise mit Blick auf die Decke, an der sich Neonlichter, ameisenartig gepunktete Platten und glänzende Metallrohre abwechselten, begleitete ihn nicht der Herr Doktor Vergil mit einem Sinn für Humor, da dieser ihn nach einem wenige Minuten dauernden Gespräch, das mehr oder weniger nur in eine Richtung gegangen war, schon in der Reanimation verlassen hatte. An seiner Stelle hatte ein Zweier ohne Steuermann das Ruder übernommen, nämlich zwei äußerst gesprächige Krankenschwestern, für die der unter Gott weiß welchen legalen Drogen stehende Gabriel unsinnige Sätze darüber aneinanderreichte, dass wir „alle früher oder später wenigstens einmal in unserem Leben wenigstens ein bisschen bluten müssen, aber nicht so wie Jesus, Gott bewahre, er hat stark übertrieben“; dass „jeder Abschied ein kleiner Tod ist und jeder Tod ein zu rascher Abschied, genau wie ein Orgasmus“; und dass „es noch lang bis halb zwölf Uhr nachts ist, bis zu der Lücke in der Zeit, in der der Daimon erwacht!“ In der Annahme, es handle sich um Belästigung, und in der Überzeugung, dies geschehe unter Medikamenteneinfluss, vergaben ihm die Schwestern im Namen diverser Mütter seinen Unsinn und brachten ihn in ein Zimmer, wo sie ihn, ohne Parkgebühr zu zahlen, in einer staubigen Ecke dicht unter einem schmutzigen Fenster abstellten.

Wesentlich angenehmer als die hundert Jahre alte Rehabilitationsabteilung war das Zuhause der Familie Goldman, wie man es vor einem halben Jahrhundert besuchen konnte, als Gabriel noch viel kleiner war, aber auch sehr viel weniger verängstigt als jetzt, da er im Bett lag, nicht wissend, was in Wirklichkeit mit ihm geschehen war. Das *Goldmanhaus* war freilich kein Tempel göttlicher *Musiké*, wie es beispielsweise das Haus der Familie Bach mit allen seinen musikalisch gebildeten Onkeln gewesen war, aber Cäcilias Stimme war dennoch der erste menschliche Lehrer, den Gabriel für musikalische Angelegenheiten hatte. „Cäcilia.“ Der aufmerksame und in musikalischen Angelegenheiten erfahrene Leser hat bestimmt bemerkt, dass auch die weise und in Philologie gebildete *Prudentia* gewollt hatte, dass Gabriels Mutter den Namen der altrömischen Schutzheiligen der Musik trug, und in der Tat bemühte sich diese um sie, als sie ihrem Sohn bereits im Embryonalstadium beinahe unwissentlich die musikalischen Grundlagen lehrte.

Er folgte gerne der melodischen Stimme seiner Mutter, ihr heiteres Singen war für ihn schöner als das großzügige Lachen, mit dem sie ihn erfreute, wenn sie sich während des Geschirrspülens zu ihm umdrehte; noch schöner als das sanfte Streicheln über seine Haare, wenn sie auf dem Weg von der Küche zum Badezimmer für einen Augenblick stehen blieb; sogar schöner als ihre warme Umarmung, wenn er längere Zeit an ihren kleinen Brüsten ruhte, dem rhythmischen Schlagen ihres Herzens lauschte und das diskrete Parfum von ihrem Schwanenhals roch, ein Händchen über die schmale Elle gelegt und mit der anderen mit den hellen Locken spielend.

Kinder sind billige Plagiatoren, doch da sie noch minderjährig sind, kann sie niemand vor ein Gericht stellen, und Gabriel bildete zumindest in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Tagelang lauschte er seiner Mutter, wie sie während der Hausarbeit sang, indem er mit all der Ungestimmtheit seiner damaligen Stimme versuchte, auch selbst die Melodie ihres Gesangs aufzunehmen, während er mit demselben ernsthaften Eifer, mit dem seine Mutter den Haushalt führte, die kindlichen Spielaufgaben wahrnahm.

Eine ziemlich lächerliche Sache, Spielzeug, ganz besonders didaktisches, das erwachsene Köpfe für den greifenden Verstand von Kinderhänden erarbeiten. In ihrer erwachsenen Einfachheit meinen sie, Kinder hätten einfach Spaß daran, zum Beispiel die passende Form für geometrisch durchlöcherter Platten zu suchen, nicht wissend, dass es kein bisschen mehr Spaß macht, den kleinen Euklid zu spielen, als es Euklid Spaß gemacht hat, seinen Zuhörern zu beweisen, dass Dinge, die einem Ding gleichen, auch einander gleichen. Einen Großteil der Spiele nehmen Kinder mit genauso wenig Lust in Angriff, wie sie sich zu den zeitlich genau bemessenen Intervallen aufsparen, und die Eltern beharren natürlich für das Wohl des Kindes auf kleinen Happen und Spielzeug, damit sich die kleinen Würfelspieler und Esser nicht deshalb an das eine oder das andere gewöhnen, weil sie ein höheres Gut in all dem für sie größtenteils sinnlosen Unterfangen erkennen, sondern vor allem ihren Eltern selbst zuliebe.

Von all dem reichen Repertoire, das Gabriel schon als noch ganz kleinem, noch nicht sprechendem Kind zur Verfügung stand (das Geschäft von *Goldman et co.* florierete zu jener Zeit so sehr, dass die prosperierende amerikanische Spielzeugindustrie auf dem Teppich des Knirpses fruchtbaren Boden fand), baute er nur zu einer einzigen Sache wirklich eine echte Bindung auf: so wie man, wenn man liebt, seine Liebe nicht in alle Richtungen verschenkt, sondern nach ausgesuchtem Geschmack auswählt und geschmackvoll diskriminiert, so hatte sich Gabriel in ein winziges Xylophon verliebt.

Das Miniatur-Instrument verfügte nur über sieben Metallplättchen in Regenbogenfarben, angeordnet nach der Lehre des Pythagoras, nach der die Höhe ihres mit Holz unterlegten Klangs umgekehrt proportional zu ihrer Länge anstieg. Die einfache diatonische C-Dur-Leiter fiel mit dem bunten Farbspektrum zusammen, bei dem die dunkelste Farbe, blau, dem dunkelsten Ton entsprach und der hellste Ton der hellsten Farbe, gelb. Durch diese kindlich einfache Anordnung war für ihn für immer eine bestimmte Farbe mit dem entsprechenden Ton verbunden, so dass für ihn seitdem Farben in Töne übergingen und Töne zu Farben zerschmolzen. Bald konnte er keine Farbe mehr sehen, ohne den betreffenden Ton zu hören, und natürlich auch umgekehrt, da ihm jedes Mal, wenn er den einen oder anderen Ton deutlich hörte, genau jene mit ihm verbundenen Farbe vor den Augen erschien – seien sie geöffnet oder geschlossen.

Auf dem bunten Instrument probierte der kleine Junge mit furchterregender Systematik alle Kombinationen der zu dieser Zeit lediglich sieben verfügbaren Töne aus. Er verwendete zuerst alle gegebenen Noten und schaffte es dann unter Einsatz einer immer geringeren Anzahl von Schlägen, auf nur ein einziges Plättchen zu

schlagen, wobei er dem Vibrieren über die Grenze dessen hinaus lauschte, was für ein normales Ohr hörbar ist, bis hinunter zum verstummten Nullklang der Stille, wenn sich zusammen mit dem Widerhall des Tons auch die zugehörige Farbe in Nichts auflöste. Das Verfahren brachte schrittweise immer neue Versuche hervor, die er mit derselben Ordnung wie zuvor auf seinem kleinen Musikinstrument durchspielte. Immer wieder machte er sich daran, alle möglichen Tonkombinationen zu spielen, jedoch dieses Mal zum Beispiel mit sich verändernder Lautstärke, die er nun in verschiedene Nuancen aufgliederte, da es ihm immer besser gelang, das Gewicht der Schläge seiner schwächtigen Händchen zu steuern, die den beschichteten Schlägel mit dem runden Kopf schwingen.

Die nuancierte Kombination von Tönen ermöglichte des Weiteren das Mischen von Farben auf der Palette seiner Fantasie, so dass er nun nicht nur Unterschiede zwischen den verschiedenen Nuancen von Blau, Rot, Grün und anderen entdeckte, sondern auch deren verschiedene Mischungen, bis zur Grenze des Ultravioletten auf der einen und des Infraroten auf der anderen Seite des sichtbaren Spektrums. Dieses musikalisch gefärbte oder farbig vertonte Spiel unterhielt ihn so unendlich, dass er sich weder für anderes Spielzeug noch für Ernährungsgewohnheiten übermäßig interessierte, da er dem Spiel auf dem Xylophon zuliebe sowohl die für den Magen abstoßende Nahrungsaufnahme als auch das für den Verstand langweilige Zusammenfügen von Figuren vernachlässigte. Cäcilia bemerkte, wie schwer sich ihr Sohn von seiner ersten Liebe trennte, und deswegen sorgte sie sich, dass ihr Kind, wenn sie es nicht selbst jedes Mal dazu brachte, etwas zu essen, dort beim Klang des Xylophons schlicht verhungern könnte – hätte sie Shakespeare geglaubt, dass „die Musik die Nahrung der Liebe ist“, hätte sie das gar nicht so sehr belastet, denn sie hätte sich sicher sein können, dass sich der junge Gabriel mit der Musizieren mit dem gleichen Genuss und der gleichen Ausgiebigkeit ernährte, mit der er noch kurz zuvor die mütterlichen Brüste gehalten hatte: „Spiel weiter!“

Außerdem ahmte er sie noch in etwas anderem nach, was seinem frühesten Begreifen von Musik Pate stand: er sah seine Mutter stets glücklich und lachend, und er schrieb ihre gute Laune ihrem ständigen Singen zu. Der Junge konnte aus seiner Perspektive das von der Hausarbeit müde Gesicht dieser Frau nicht sehen, da sie ihm jedes Mal, wenn sie sich zu ihm wandte, nur ein Lächeln schenkte. Genauso wenig konnte er sehen, dass sie sich, Tränen hinter Lachen verbergend, in ihrer Traurigkeit häufig von ihm zurückzog, wenn sie in panischen Anfällen von Verzweiflung nicht wusste, was sie mit einem Kind tun sollte, das, je mehr es heranwuchs, immer unbeherrschbarere und immer furchterregendere Anfälle von etwas zeigte, das niemand verstand.

All das sah das Kind voller Unschuld aus einem völlig anderen Blickwinkel: das Singen hatte, so meinte es, vollkommen wohltuende Wirkungen, es hatte sogar die wunderbare Kraft, beim Geschirrspülen, beim Wäschewaschen und noch vielen anderen Verrichtungen zu helfen, denen sich seine Mutter mit der Melodie ihrer Stimme widmete. Daher half er auch sich selbst mit Singen, sei es zum Vergnügen; wenn er auf seinem kostbaren Xylophon spielte, sei es, wenn er andere, für ihn schwierigere Kinderaufgaben zu meistern hatte, wie das Zusammenfügen von Bauklötzen oder etwas in der Art. Wenn er beispielsweise mit einem hölzernen Hammer auf eine blaue dreieckige Form klopfen musste, die in eine ebenfalls dreieckige Öffnung in einer hübsch lackierten Platte passen sollte, schlug er zuerst eine Weise in einer passenden Tonart an, mit der er Mut für den Schlag sammelte, und holte dann entschlossen aus: wie durch Zauberei – und zur großen Freude des kleinen Musikmagiers – brandete die Farbe zusammen mit der Schwingung des gesungenen Tons auf und die Form glitt an ihren Platz. Wenn das Singen einmal nicht

so wirkte, wie es seiner Meinung nach hätte wirken müssen, führte er das nicht auf die musikalische Zauberei zurück, sondern auf das unsinnige Würfelspielzeug (man hatte es falsch in die Schachtel gelegt, mit dieser Form stimmt etwas nicht, die Unterlage war nicht richtig usw.), was zwar in keinem Zusammenhang mit der objektiven geometrischen Ordnung der Wirklichkeit stand, jedoch völlig mit seiner Überzeugung übereinstimmte, die der Musik die höchste Macht in dieser, jener und allen anderen Welten zuerkannte.

Es ist bekannt, dass Kinder – vor allem jene männlichen Geschlechts, die sich im Vergleich zu Mädchen emotional mit einiger Verzögerung entwickeln – ihre Beziehung zu dem Paar Vater-Mutter mit einer Schwarz-Weiß-Technik färben, gemäß derer der Vater oft in einer dunklen, die Mutter in einer hellen Färbung erscheint. All das lehrt uns unter anderen auch der Zigarrenraucher aus Wien, der jedoch leider keine genauere Gebrauchsanweisung beigelegt oder farbige Linsen angefertigt hat, mit denen man eine derartige bipolare Optik vermeiden könnte. Ein Negativ des Bildes ist keine zufriedenstellende Lösung, da es nur dieselbe Logik umkehrt (die Mutter in dunklen, der Vater in hellen Farben), ebenso unbefriedigend sind die dramatischen Alternativen (das Leiden der Waisenkinder in der Volksballade oder die groteske Komödie des tragischen Königs Ödipus).

Auch der kleine *Gabrielius Rex* fand sich völlig an seinem Willen vorbei in einem solchen traditionellen Zweifarbendruck wieder, dem er jedoch seine eigenen Nuancen hinzufügte: dem hellen Glanz der Mutter schrieb er ungerechtfertigterweise einen engelhaften Sopran zu, obwohl ihr tatsächlich ein völlig menschlicher Mezzosopran zu eigen war, und in den dunkleren Farbtönen des Vaters hörte er zu Unrecht einen Bass, obwohl ein unparteiisches Ohr in seiner baronhaften Stimme einen etwas höheren, beinahe schon marquisartigen Bariton wahrgenommen hätte. Gemäß seinem eigenen jugenhaften Gefüge verehrte der Junge eben die Mutter, ihren Gesang und Tanz und ihre Stimme und Gestalt, mit dem gleichen Eifer, mit dem er die väterliche Legislatur verachtete, in deren Namen das oberste Gesetz es vorschrieb, der Gesang habe dann zu enden, wenn das müde Familienhaupt nach Hause kommt. Gut, genau genommen nicht nur das Haupt, sondern auch die Arme und Beine und all der Kram dazwischen, ohne den das Leben zwar leichter wäre, doch für den Menschen ist es nur schwer vorstellbar, wie er ohne all diese fünf Körperteile herumlaufen sollte; und dennoch, man stelle sich vor: die Beine könnten jedes für sich herumhüpfen, die Arme würden sich mit Hilfe der Finger wie eine Art geschwänzte Spinne vorwärtsziehen und der Kopf würde mit Hilfe der Zunge herumkullern, die ihm bei jeder Runde einen neuen Schubs geben würde.

Nathan Goldman als vollständig ausgearbeitete Person mit Vorname und Nachname und Kopf und allem Übrigen an Ort und Stelle mochte weder Gesang noch Tanz noch sonst etwas Musikalisches, eigentlich überhaupt nichts, was mit Kunst zu tun hatte, so dass man ihn hätte fragen können, wie er überhaupt das Leben genieße (und ob er es überhaupt genieße). Man hätte ihn fragen können, doch geantwortet hätte er vermutlich nicht, da ihn eine solche Frage mit Sicherheit beleidigt hätte. Wenn er jedoch geantwortet hätte, hätte er höchstwahrscheinlich gesagt, er genieße seine Arbeit (nun, lassen wir die Vermutungen und fragen wir ihn einfach direkt: „Wie genießen Sie das Leben, Herr Goldman?“ – (mit beleidigtem Unterton:) „Indem ich mit Konserven handle!“). Vor diesem Hintergrund ist es ein kleines bisschen besser zu verstehen, warum Cäcilias nutzloses, nicht verwertbares und nicht zu rechtfertigendes Singen, ein Miniaturabbild dieser richtigen Kunst, die in erster Linie und vor allem sich selbst zum Zweck hat (da mögen alle künstlerischen Funktionalisten, Stipendisten, Propagandisten und alle sonstigen „-isten“ in ihrem neiderfüllten Bewusstsein denken, was sie wollen) Nathan schon von jeher beunruhigt hatte. Und jetzt noch umso mehr, da ihr Gesang der ohnehin schon problematischen

Lautäußerung ihres Sohnes als schlechtes Vorbild dienen durfte, so des Vaters außerordentlich scharfsinnige psychologische Interpretation, die bis zum Wesen des Unbewussten selbst hätte vordringen können. In Wahrheit war es gerade umgekehrt, da Cäcilia Gabriel gerade mit dem Gesang und ihrer Mission als Schutzheilige der Musik beibrachte, die Eigenwilligkeit der Stimme zu beherrschen (*nota bene* das Fehlen des Wörtchens „seiner“ im Satzgefüge).

Nathan erklärte sich, wie all die Spontanpsychologen, die man überall findet, insbesondere in Bars und Cafés in den späten Abendstunden, alles auf der Basis seines eigenen Geschmacks. Also irgendwie so, wie die Juden in den frühen Stunden der Geschichte gehandelt hatten, als der Mensch, der noch keinen Kaffee trank, noch kräftig gähnte: dieses außerordentlich musikalische, jedoch offensichtlich bildnerisch untalentierte Volk verbot sich nämlich das Ausschneiden von Bildern und sah in jeder Abbildungsaktivität die Lasterhaftigkeit aller anderen Völker am Werk. So auch Nathan: Musik gefiel ihm nicht, und daher war gerade die Musik am problematischen Zustand seines Sohnes schuld, der für seine eigene Geschäftsetikette eine immer größere Bedrohung wurde. Auf ähnliche Weise verachtete er Arbeitslosigkeit und sah daher in der Faulheit die Wurzel allen Übels, ganz als ob er nicht stets dem bereits auserwählten jüdischen Volk angehören würde, sondern der fleißigen protestantischen Gemeinde, die in jedem Tag, den Gott ihr schenkte, einen geeigneten Tag für neue Gebete sah. Schließlich hasste er auch die Demokraten, und deshalb war ausgerechnet die Demokratie am schlechten Zustand der Republik schuld, wobei hier der Ausdruck „hasste“ vielleicht ein wenig übertrieben ist, denn die Demokraten mochte er nur irgendwie nicht, so, wie er Rindfleisch nicht mochte, dem er die Schuld an schlechter Verdauung und demzufolge am schlechten Zustand des amerikanischen Geistes gab.

Der *pater familias* Goldman verbot also mit derselben Strenge in seinem Haus Musik, alle ihre mehr oder weniger entfernten Verwandten Klänge und Geräusche, und das insbesondere dann, wenn er verkündete, sich kontemplativeren Angelegenheiten widmen zu wollen (in der folgenden hierarchischen Reihenfolge und unter maximaler Ausnutzung der geräumigen Wohnung) : dem Studium der Tora, die er der Beleuchtung wegen auf einen Ständer am Fenster in seinem präsidentiell ovalen, stets wie ein Safe verschlossenen Arbeitszimmer gestellt hatte; der Lektüre der bunten Palette der Tageszeitungen am geräumigen Tisch im Esszimmer, an dem bis zu zwölf Gäste bewirtet werden konnten, Zeitungen, in deren Menge lediglich das *Wall Street Journal* den Status der objektiven Wahrheit vertrat; dem mit Ausnahme der sich bewegenden Hände unbewegten Schachspiel mit seinem Freund Bauman im Wohnzimmer am Kamin, der die detailliert geschnitzten schwarzen und weißen Figuren beleuchtete und sie vor den Augen des kleinen Gabriel auf besondere Weise zum Leben erweckte, der während der Partie den Atem etwa so anhielt wie die Bürger unter der Herrschaft der kommunistischen Partei.

In dem Augenblick, in dem Nathan von der Arbeit zurückkehrte und im Flur das Klimplern der Schlüssel ertönte, hörte Cäcilia verängstigt auf zu singen und führte, was immer sie gerade tat, schweigend fort. Sie sah sich einige Male besorgt nach ihrem Sohn um, der ebenso erschrocken verstummt war, und begrüßte dann mit aller Liebenswürdigkeit, über die sie als gute Ehefrau verfügte, und mit allen schauspielerischen Fähigkeiten, die sie während ihrer Besuche in der Dramagruppe erworben hatte, den Auftritt ihres Mannes auf den Brettern der heimischen Bühne. Auch dies ahmte der kleine Imitator sorgfältig nach, was ihn vor manch einer Unannehmlichkeit bewahrte, insbesondere aber trug die Tatsache, dass alle musikalischen Aktivitäten heimlich auf die Vormittage beschränkt blieben, wenn er sich mit der Mutter dem Spielen, Singen und Tanzen hingeben konnte, zur Vermeidung von Spannungen bei. Cäcilia sang ihrem Sohn viele Lieder vor, deren Text oder nur Melodie sie von den Langspielplatten kannte, die sie auf dem



Grammofon der prestigeträchtigen und bedeutsamen Marke *His Master's Voice* abspielte, das ihr – nicht ohne eine Missfallensäußerung über ihren Wunsch, nicht in Stille zu leben, wenn er nicht da war – ihr Mann bei ihrem gemeinsamen Einzug gekauft hatte.

Gabriel wuchs als kleiner Junge jeden Morgen mit dieser Musik um sich herum auf, die seine Mutter mit ihrem Gesang gekonnt nachahmte, und er selbst ihren Gesang mit seinem Stimmchen, bereits zu einer Zeit, als er noch gar nicht sprechen konnte. So geschah es sozusagen auf natürlichem Wege, dass das Kind durch Gesang und andere musikalische Lautäußerungen Sprechen lernte, genau wie es die Beherrschung von Armen, Händen und Fingern durch das Spiel auf dem Xylophon erlernte oder das Laufen durch die Tänze, die seine Mutter mit ihm tanzte, wobei sie ihn an den kleinen Händchen mit den lächerlich langen Fingern hielt, die sich fest an ihren zarten Griff klammerten. Mit der Macht der Zeit und mit Hilfe der *Musé Musiké* wurde das ungelenke Schlenkern der Hände über das Spielen des Xylophons zu souveränem Gestikulieren, die undeutlichen Äußerungen über das Singen zu ausgeformten Worten, das unsichere Getrippel über das Tanzen zu selbstständigen Schritten, so dass es dem jungen Knaben schließlich möglich war, die Welt außerhalb der ummauerten Grenze seines Zuhauses zu betreten und zu erforschen.

Schon von klein auf hatte Gabriel die Außenwelt stückchenweise erfahren, jedoch aus der stark eingeschränkten Perspektive des Kinderwagens, wo einem der Blick auf Straßenlaternen, Fassaden von Häusern und Hochhäusern und den mit Wolken bemalten Himmel durch die blöde gerunzelten Stirnen der Erwachsenen beschnitten wird, die ansonsten auch älteren Kindern gegenüber lallend grimassieren, und seien sie noch so lange aus dieser Art der Unterhaltung herausgewachsen. Doch wie interessant wurde die Welt erst, als er sie schließlich auf eigenen Beinen erkunden konnte, mit einer freien Bewegung des Blicks, der zuvor unbestimmten Geräuschen nun einen Ursprung zuwies! Wie viele neue Stimmen entdeckte er direkt dort draußen, als sich ihm die Welt großzügig mit ihren zahllosen Bildern und Stimmen öffnete, sich prahlerisch ausbreitete wie die Knospe einer Blume an einem sonnigen Frühlingstag; wie eine im eigenen Saft gekochte Auster, gewürzt und auf einem Porzellanteller zum Abendessen serviert; wie eine willige Jungfrau ihrem jungen Geliebten gegenüber in ihrer ersten schamhaften Nacht unter dem diskreten Schutz der Bettlaken (ja, ja, ich weiß – aber schließlich essen Kinder auch keine Austern).

Noch bevor er auf eigenen Füßen ins Freie trat, kündigte sich ihm die Welt in verheißungsvollen Umrissen und Schattierungen bereits in der Wohnung selbst an, in der neben dem mütterlichen Gesang und der Musik von Radio oder Grammofon die unterschiedlichsten Klänge ertönten, unter denen das gleichmäßige Ticken der Pendeluhr vorherrschte, die sowohl seinen Xylophonübungen den Rhythmus vorgab als auch einem Großteil der Klänge, die von draußen kamen: dem Klang der Klingeln an den Fahrrädern der Briefträger in den frühesten Morgenstunden und dem sie begleitenden Bellen der Hunde; dem Brausen der Autos, dem Beschleunigen und Abbremsen, dem Trompeten der Hupen; dem plötzlichen Lärm der Ware in den Anhängern der Lastwagen oder Sattelschlepper, wenn sie über einen weniger gepflegten Teil der Straße fuhren; den Ankündigungsrufen der Zeitungsverkäufer, die mit einer solchen Hingabe schrien, als sei diese Ausgabe, mit der sie gerade winkten, das letzte verfügbare Exemplar; und nicht zuletzt auch der undeutlichen Kakophonie der Stimmen der Passanten, die sich in dieser Geräuschkulisse auflösten.

Im Kontrast zu den zivilisierten Alltagsgeräuschen, an die er sich rasch gewöhnte und denen er sich dann kaum mehr widmete, verzauberte ihn die souveräne Rohheit der kompositorischen Natur von Mutter Natur immer aufs Neue so sehr, dass ihn die Liebe zu ihren stürmischen Sinfonien sein ganzes Leben lang nicht losließ.

Mit welchem Genuss der kleine Jean-Jacques Goldman dem bedächtigen Regen lauschte, der von den Kupferdächern strömte und gleichmäßig auf die Fensterbretter klopfte und ganz am Boden die Asphaltfahrbahn nässte; mit welcher Verwunderung der winzige Gabriel Kant verfolgte, wie der unschuldige Regen sich zu einem mächtigen Schauer aufplusterte, der den Horizont verschleierte und im Handumdrehen die Abflüsse an der Straße verstopfte, in denen sich Müll sammelte, so dass der Straßenrand im Nu zum Bett eines unpassierbaren, reißenden Flusses wurde, dessen tosender Strom im Hintergrund des Regenfalls zu hören war; mit welcher Ehrfurcht sich die verkleinerte Ausgabe von Martin Luther Gold von den Fenstern wegbewegte, wenn der Regenschauer von Blitz und hinterhereilendem Donner begleitet war und der wilde Nordwind ungezügelt wütete, Mülltonnen umwarf, Zeitungen und andere Papierfetzen von der Straße forttrug, die Kronen der Bäume zu den Bürgersteigen hin bog und die Antennen auf die Dächer hinab, und so sehr an den dicken Fensterscheiben rüttelte, dass der furchtbare Lärm durch die Gänge und Wohnungen hallte, als würde das ganze Gebäude, das zuvor so fest und unbezwingbar gewirkt hatte, im Wüten des starken Gewitters jeden Moment einstürzen.

*Aus dem Slowenischen von Ann Catrin Bolton*